

Gerald Schneider

Theorien kommen und gehen: wider die Debattennostalgie

Die Auseinandersetzung zum Stellenwert des kommunikativen Handelns in den Internationalen Beziehungen (IB) hat die deutschsprachige Politikwissenschaft nachhaltig professionalisiert. Doch angesichts der Abwendung von metatheoretischen Diskursen kann die Debatte heute kaum mehr Akzente setzen. Der Beitrag stellt summarisch dar, wie sich die rationalistische Theorie in den letzten zwei Dekaden entwickelt hat und welche Herausforderungen sich der Disziplin angesichts des grassierenden Empirizismus in den Sozialwissenschaften stellen. Abschließend setzt sich der Autor kritisch mit den nach innen gewandten Sonderdiskursen der deutschsprachigen IB und den damit verknüpften protektionistischen Bemühungen auseinander; an Konferenzen und in Journalen wie der zib die untergegangene Wissenschaftssprache Deutsch am Leben zu erhalten.

1. Einleitung*

Die sogenannte zib-Debatte um den Stellenwert des kommunikativen Handelns in der Theorie der internationalen Politik war so erfolgreich, dass sie heute obsolet ist. Vieles von dem, was die deutschsprachige IB-Forschung im Rahmen dieser Auseinandersetzungen forderte, ist heute gängige Praxis und kaum mehr diskussionsbedürftig: So ist Harald Müllers (1994) Ruf nach einer theoretischen Orientierung der deutschsprachigen IB-Forschung wohl so selbstverständlich wie Thomas Risses (2000) Aufforderung, je nach untersuchtem Problem eher von einer Verhandlungs- oder einer Überzeugungslogik auszugehen. Und wohl auch mein *Petitum* (Schneider 1994), sich doch einmal mit der rationalistischen Theoriebildung jenseits der Modelle der 1950er Jahre vertraut zu machen, verklang wohl nicht so folgenlos wie ich zunächst fürchtete – auch Harald Müller (1995) ließ sich darauf ein.

Meine heutige Einschätzung, dass die zib-Debatte in vielem erfolgreich war, beruht auf den Fortschritten, welche die europäische Politikwissenschaft in den letzten 20 Jahren erzielt hat. Doktoranden dieser Dekade sind theoretisch wie methodisch deutlich besser ausgebildet als noch vor zwei Jahrzehnten, und die europäische Politikwissenschaft hat sich gegenüber den amerikanischen Vorbildern emanzipiert und konkurriert in bestimmten Bereichen wie der Konfliktforschung heute mit der Konkurrenz aus Übersee auf Augenhöhe (Schneider 2014). Natürlich waren andere Trends wie die Infragestellung des Lehrstuhlprinzips und die systematische Nachwuchsförderung für diese erfreulichen Entwicklungen deutlich wichtiger; die zib-Debatte war eher ein Symptom als ein Auslöser dieser Emanzipationsbewe-

* Dieser Aufsatz hat von den Kommentaren zweier anonymen Gutachterinnen sowie des zib-Herausgeberteams profitiert.

gung. Ohnehin liegt mir nichts ferner als die Hagiografie einer damals notwendigen und heute überflüssigen Diskussion. Harald Müllers Evaluation der damals vorherrschenden Großtheorien und der daraus erwachsene Diskurs haben aber wesentlich dazu beigetragen, dass sich jenseits aller weltanschaulichen und wissenschaftsphilosophischen Differenzen eine gemeinsame Identität der damaligen IB-Forscherinnen und Forscher ausgebildet hat. Konstruktivisten wie Harald Müller oder Thomas Risse und Rationalisten wie Otto Keck oder ich müssen also nicht das Kriegsbeil in einem Konflikt ausgraben, der ohnehin, wie ich in diesem Beitrag argumentiere, zwei Siegerinnen kennt – nämlich beide konkurrierenden Großtheorien gleichzeitig.

Dabei hätten wir uns sicher auch einiges ersparen können. Der verbitterte Ton, der die Auseinandersetzungen zunächst bestimmte, hat Wunden hinterlassen und die heutige Parzellierung der deutschsprachigen IB-Forschung, die leider trotz der gemeinsamen Grundidentität besteht, weiter gefördert. Die Heftigkeit der Debatte war wohl zu einem guten Teil der Neigung zur Polemik geschuldet, die Harald Müller wie auch mir eigen ist – eine Gemeinsamkeit gab es dann doch. Zudem wurde die Debatte zwischen dem, was als konkurrierende Paradigma galten, allzu langer Zeit im Stil der damals gängigen Auseinandersetzungen der US-amerikanischen IB-Forschung geführt: als Duell statt als präzise inhaltliche Diskussion darüber, welcher theoretische Zugang wann und wo die größte Erklärungskraft hat. Auch die Vermengung von normativen und positiven Theorien, die Müllers (1994) kommunikationstheoretischem Ansatz wegen der in Frankfurt wohl unvermeidlichen Anleihen bei Habermas prägten, hat in meiner Sicht den Dialog eher behindert als gefördert.

Aber sei's drum: Mehr als 20 Jahre danach scheinen sowohl der Rationalismus wie der Konstruktivismus als grundsätzliche Orientierungen aus der Zeit gefallen. Wie ich in diesem Beitrag zu begründen suche, ist die heutige Irrelevanz der vergangenen IB-Debatte wie auch einiger ihrer Nachzügler zum einen darauf zurückzuführen, dass die meisten Forschungsbeiträge heute so theorieorientiert wie empiriegesättigt sind, wie es den Hauptprotagonisten des Konstruktivismus wie des Rationalismus gemeinsam vorschwebte. Zum anderen haben die Großtheorien auch Einfluss verloren wegen des Empirizismus, der einige Kernbereiche der IB angesichts der Verfügbarkeit gewaltiger Datenmengen derzeit prägt (Schneider 2015). Die Herausforderung von Big Data und des damit oft verbundenen Induktivismus lässt sich nur bestehen, wenn wir statt unüberprüfbarer Makrothesen präzise Kausalmechanismen entwickeln und die Vorhersagen dieser Modelle mit geeigneten Methoden prüfen (Ruhe et al. 2017).

Mein erneutes Plädoyer für theoretische wie methodologische Rigorosität mag jene verstimmen, die jeden Ruf nach systematischer Forschung als »Monstrosität« bezeichnen (Manners 2007: 90) und mit der anti-positivistischen Keule immer wie-

der unsichere Kantonisten in die postmoderne Höhle zurückzujagen versuchen.¹ Doch die deutschsprachige IB-Forschung kann sich wohl nur vollständig gegenüber ihren angelsächsischen Vorbildern emanzipieren, wenn sie sich der Herausforderung des Induktivismus stellt, statt sich in metatheoretische Diskurse oder luhmaneske Wortspielereien zu flüchten.

Mein Bekenntnis zur *normal science* in den Internationalen Beziehungen, das diesen Beitrag wie auch meine früher Äußerungen zum Stand der Disziplin prägt (Schneider 2009; 2014), beginne ich mit einer kurzen Darstellung, wie sich die der rationalistische Ansatz in den letzten zwei Jahrzehnten entwickelt hat. Abschließend stelle ich dar, wie sich die deutschsprachige IB-Forschung weiter internationalisieren lässt, damit die theorieorientierte IB erfolgreich den Empirizismus abwehren kann.

2. Der Rationalismus 20 Jahre danach

Aus der Sicht des Rationalisten beruhte die von Müller (1994) angezettelte und vor allem von Risse (1995; 2000) weiter geführte IZB-Debatte auf einem doppelten Missverständnis. Erstens hatte der frühe Sozialkonstruktivismus die Erwartungen über den Realitätsgehalt von wissenschaftlichen Modellen und Theorien überzogen. Zweitens bedachte die erste Phase der Auseinandersetzungen über spieltheoretische Modelle zu wenig, was Modelle leisten und was sie notwendigerweise nicht können sollen.

Das erste Missverständnis geht auf Müllers (1994) ursprünglichen Vorwurf an den *rational-choice*-Ansatz zurück, dass dieser Individuen zu kommunikationslosen Wesen degradiere. Meine Replik war zunächst, Müller sei mit der Entwicklung der Spieltheorie nicht vertraut (Schneider 1994). So verkenne er, dass in der nicht-kooperativen Variante dieser formalen Theorie der Austausch von Kommunikation ein konstitutives Element sei. Müller doppelte nach und meinte: »Das Grundübel besteht in der Notwendigkeit, eine ungemein komplexe Wirklichkeit auf das Untersuchungsschema der Spieltheorie hin zu reduzieren« (Müller 1995: 380). Dieser Vorwurf, der in verschiedenen Varianten bei Müller auftaucht, verkennt das Grundziel jeglicher Modelle, möglichst viel mit möglichst wenig zu erklären. Aufgrund dieses Sparsamkeitsideals steht der rationalistischen Theoriebildung also nichts ferner als das Bestreben, auch jene Aspekte einer Interaktion einzufangen, die unbedeutend für deren Verständnis sind.

Die zweite Fehlinterpretation von Modellen beruht auf dem Vorwurf Müllers, dass die über Signalspiele modellierten Interaktionen eher für *bargaining*, nicht aber für *arguing* stünden. Diese Position baute anschließend Risse in verschiedenen

¹ Angesichts des immer noch kursierenden Positivismusvorwurfs gegenüber dem Rationalismus sei noch einmal darauf verwiesen, dass Karl Popper den logischen Positivismus kritisierte (Hacohen 2000; Ruhe et al. 2017). Wer Rationalisten also immer noch mit dem Vorwurf des Positivismus begegnet, sollte dringend eine einführende Vorlesung in Wissenschaftsphilosophie belegen.

Beiträgen aus. So sei die »entscheidende Differenz zwischen Theorien kommunikativen Handelns und Rational-Choice-Modellen«, dass der erste Ansatz für die Erklärung der Präferenzen zuständig sei, »Rational-Choice-Ansätze für die Interaktion« (Risse-Kappen 1995: 177). Diese Dichotomie ließ sich insofern zunächst rechtfertigen, als der ökonomische Ansatz Präferenzen zumeist als fix betrachtet. So lässt sich nach dem bekannten orthodoxen Diktum von Stigler und Becker (1977) über Geschmack nicht streiten.

Mit der Annahme fester Präferenzen schaffen sich traditionelle *rational-choice*-Modelle aber die Grundlage, um Verhaltensprognosen aus der modellierten strategischen Interaktion ableiten zu können. Ein Modell, das Präferenzwandel zuließe, ohne einen anderen Parameter als gegeben bzw. konstant zu setzen, wäre zu keiner Prognose fähig. Ein solches Modell gliche zwar einer eierlegenden Wollmilchsau, allerdings einer impotenten, da sich mit einer Theorie, in der alles im Fluss ist, zwar alles *post hoc* deuten, aber nichts erklären lässt. Darüber hinaus ist dem Vorwurf, der *rational-choice*-Ansatz könne nicht mit dem Präferenzwandel umgehen oder Präferenzen nicht erklären, längst der Boden entzogen. So hat Becker (1996) früh ein Modell entwickelt, mit dem er aus individueller Warte das Suchtverhalten und damit, technisch gesprochen, den endogenen Präferenzwandel erklären kann. Aber auch ein solches Modell beruht auf Annahmen, die konstant bleiben.

Doch auch wenn solche Missverständnisse vielleicht nicht allerorts ausgeräumt sind und weiter durch Hörsäle geistern, spielen sie angesichts des Abrückens von metatheoretischen Debatten zwischen Großtheorien auch keine zentrale Bedeutung mehr. Beide Paradigmata sind dennoch weiter wirkungsmächtig, weil die IB-Forschung auf ihrem Fundament spezifische Modelle erarbeitet hat, bei der die Orientierung an einer Großtheorie mittlerweile von sekundärer Bedeutung ist. Sowohl der Konstruktivismus als auch der *rational choice*-Ansatz beeinflussen die IB-Forschung deshalb heute als Inspiration zu dem, was Merton »Theorien mittlerer Reichweite« bezeichnete:

»Sociological theory, if it is to advance significantly, must proceed [...] (1) by developing special theories from which to derive hypotheses that can be empirically investigated and (2) by evolving, not suddenly revealing, a progressively more general conceptual scheme that is adequate to consolidate groups of special theories« (Merton [1949] 1968: 51).

Generell wurde in der Anfangsphase der Debatte übersehen, dass der Rationalismus einfach Werkzeuge zur Verfügung stellt – konstruktivistische, realistische oder auch liberale. Vor diesem Hintergrund ist es auch nicht verwunderlich, dass Moravcsik (2001) für jede der Hypothesen, die Checkel (2001) als konstruktivistische Erwartungen identifiziert, rationalistische Äquivalente ausmacht.

Gönnerrhaft ließe sich zugestehen, dass damals die Formulierung von expliziten theoretischen Erwartungen bereits ein Fortschritt war. Das Problem war und blieb aber oft, dass vielen sozialkonstruktivistischen Anwendungen auf theoretischer Ebene die Mikrofundierung fehlt bzw. die Aggregationsmechanismen außer Acht gelassen werden, mit denen sich die Ausbildung kollektiver Interessen oder Identitäten verstehen lässt. Noch immer überfluten uns Qualifizierungsarbeiten, in denen

»Staaten« oder »Systeme« als Untersuchungseinheiten oder, besser, soziale Konstrukte auftreten, ohne dass der Prozess, in der sich die gemeinschaftlichen Überzeugungen ausbilden, modelliert würde. Spätestens seit den mit Nobelpreisen gekrönten Arbeiten von Arrow (1951) und Sen (1970) wissen wir um die Probleme, individuelle Präferenzen zu einem kollektiven Willen zu aggregieren. Auch die Herausbildung von kollektiven Beurteilungen ist aus rationalistischer Perspektive alles andere als trivial (List 2012). Solche grundlegenden Herausforderungen jeglicher sozialwissenschaftlicher Theoriebildung lassen sich nicht einfach mit Hinweisen auf die immer noch grassierende *structure-agency*-Debatte entkräften.

Jegliche sozialwissenschaftliche Theorie sollte also dort ansetzen, wo beobachtbare Handlungen stattfinden und sich Beurteilungen entwickeln – beim einzelnen Individuum. Ob die Forscherin dann dessen Interessen, Ideen oder Beurteilungen in den Vordergrund rückt, sollte in erster Linie von der wissenschaftlichen Frage abhängen, für die eine Studie eine Antwort sucht. Wer immer nur den Interessen- oder alternativ den Identitätshammer schwingt, mag zwar in seiner jeweiligen *peer group* beliebt sein. Aber ein problemadäquater Umgang mit den realen Problemen dieser Welt ist von einer solchen monotheoretischen Weltsicht nicht zu erwarten.

Sicher ist es notwendig, im Rahmen einer spezifischen Fragestellung die passende Untersuchungsebene zu finden. So ist für die Terrorismusforschung der psychologische Hintergrund von Attentätern (und den meist weniger zahlreichen Attentäterinnen) meist wenig ergiebig (Victoroff 2005), weil die Planer von Terrorakten die effizientesten Übeltäter auswählen, die ihnen auf diesem Quasi-Arbeitsmarkt ihre Dienste anbieten (Bueno de Mesquita 2005). Aber auch wenn wir die Planer einer terroristischen Organisation als Hauptakteure identifiziert haben, können wir nur mit Hilfe einer Aggregationshypothese postulieren, dass, gegeben die Bedingung X, sich die terroristische Organisation in dieser oder jener Weise verhalten werde. Eine zeitgemäße konstruktivistische oder rationalistische Theorie, die ein Makrophänomen wie Wirtschaftswachstum oder Krieg deuten will, braucht deshalb zwingend eine Mikrofundierung und explizite Benennung von Aggregationsmechanismen.

Ohnehin lässt sich der Nutzen einer positiven Theorie vor allem daran ermessen, ob sich aus ihr möglichst ohne Bezug von Hilfs- oder Brückenhypothesen überprüfbare Verhaltensprognosen ableiten lassen (Morton 1999). Das aus diesem Wissenschaftsverständnis erwachsene Förderprogramm der *National Science Foundation*, »*Empirical Implications of Theoretical Models*« (EITM), zielt deshalb darauf ab, die Passgenauigkeit von theoretischen und den dazu passenden empirischen Modellen zu erproben. Dies hat zur Entwicklung von neuen Schätzmethoden geführt, welche die strategische Natur von Interaktionen berücksichtigt, für die präzise spieltheoretische Modelle entwickelt wurden. Im Zentrum dieser methodischen Fortschritte standen Krisenverhandlungsspiele, in denen Akteure über Signale ihre Entschlossenheit kommunizieren, einer Forderung nach territorialen Konzessionen durch Androhung der Eskalation zu widerstehen (Signorino 1999).

Die EITM-Bewegung, mit dem die *rational-choice*-Forschung den alten Vorwurf des Modell-Plationsmus (Albert 1965) begegnete, blieb nicht ohne Widerspruch. So

liegt der Wert eines theoretischen Modells auch in der sparsamen Identifikation eines Mechanismus (Schneider et al. 2006), und natürlich muss der Anspruch der EITM-Protagonisten, dass Theorien auch testbar sein sollten, vor normativen Modellen Halt machen (Clarke/Primo 2012). Arrows (1951) Unmöglichkeitstheorem ist ja zum Beispiel ein mathematisches Resultat, das entweder wahr oder falsch ist. Die Bedeutung solcher theoretischer Ergebnisse erschließt sich somit nur durch die Tiefe des Argumentes.

Diese engere Verzahnung von theoretischen und empirischen Modellen war begleitet von der zweiten behavioristischen Revolution innerhalb der Sozialwissenschaften. Besonders die Verhaltensökonomik hat die Annahmen des rationalistischen Paradigmas hinterfragt und experimentell überprüft. Die entsprechenden Forschungen haben schon früh die Internationalen Beziehungen über den sozialpsychologischen Gegenentwurf zur Erwartungsnutzentheorie, die *Prospect Theory*, erreicht. So postuliert Farnham (1992; 1994) in Anlehnung zum grundlegenden Beitrag von Kahneman und Tversky (1979), dass sich Entscheider in einer Situation der Abschreckung risikoscheu oder risikofreudig zeigen und dass in Widerspruch zur Erwartungsnutzentheorie die Nutzenfunktionen einen Bruch aufweisen.

Diese und ähnliche Schwächen haben den Rationalismus zur Modifikation seiner axiomatischen Grundlagen gezwungen. Die neueren theoretischen Entwicklungen berücksichtigen dabei realistischere Verhaltensannahmen wie etwa begrenzte Rationalität. Der aus diesen Bemühungen hervor gegangene *homo reciprocans*, der als Gegenmodell zum *homo oeconomicus* verstanden wird, ist gerade auch für die IB-Forschung relevant. Dieses Konzept geht von weniger anspruchsvollen Rationalitätsannahmen aus und modelliert Individuen als Akteure, die nicht langfristig optimieren, sondern sich innerhalb eines strategischen Kontexts mittels positiver und negativer Reziprozität das Überleben zu sichern suchen (Fehr/Gächter 1998). Kooperation kommt in dieser Perspektive aufgrund des Zusammenspiels von Normen und Sanktionsandrohungen zustande, was interessante Parallelen zum neoliberalen Institutionalismus aufweist (Axelrod/Keohane 1985).

Die IB-Forschung hat trotz dieser Vorarbeiten einen enormen Aufholbedarf, um die grundlegenden Modelle mit realistischen Annahmen auszustatten und die theoretischen Erwartungen aufgrund eines bescheideneren Menschenbildes entsprechend zu modifizieren. So postuliert etwa das für die Sicherheitspolitik grundlegende und mit einem Nobelpreis bedachte Abschreckungsmodell von Schelling (1960), dass sich eine mögliche Eskalation über eine glaubwürdige Drohung abwenden lasse. Experimentell lässt sich aber etwa zeigen, dass Narzissten in einer Krisensituation eher einen Konflikt weiter eskalieren lassen als mehr introvertierte Probanden (Blendin/Schneider 2015). Doch bis jetzt fehlt es uns an einer Abschreckungstheorie, die solche Gesetzmäßigkeiten berücksichtigt und auf dieser Grundlage zu präziseren Prognosen kommt.

Begleitet waren diese grundlegenden Entwicklungen innerhalb der Verhaltenswissenschaften ähnlich wie in den Diskussionen innerhalb der IB von einem zunehmenden Pragmatismus in der theoretischen Orientierung. Ob sich nun für die Erklärung eines speziellen Phänomens eher das *Homo oeconomicus* oder das *homo-re-*

ciprocans-Modell eignet, ist letztlich eine empirische Frage. Ohnehin vermischen sich in der individuellen Entscheidungsfindung logische und intuitiv-emotionale Gedankenprozesse, wie sie etwa Nobelpreisträger Daniel Kahnemann (2012) in seiner wissenschaftlichen Autobiografie eindrücklich beschrieben hat. Weiterhin grundlegend für den Rationalismus ist die Perspektive des methodologischen Individualismus, wonach Erklärungen letztlich auf die Motive und Handlungsrestriktionen der wesentlichen Entscheider herunter zu brechen seien. In den IB hat von dieser Hinwendung von Makro- zu Mikroerklärungen besonders die Konfliktforschung profitiert. Dies äußert sich in innovativen Forschungsdesigns, in denen mithilfe von substaatlichen Informationen die Ursachen und Folgen von politischer Gewalt erkundet werden. So ist heute etwa das Gitterzellenjahr oder -quartal eine ebenso häufige Untersuchungseinheit wie früher das sogenannte Länder- oder Dya-denjahr. Mit solchen substaatlichen Analysen lässt sich besonders das Problem des Aggregationsbias angehen, auch wenn eine gedankenlose Desaggregation ebenfalls mit vielerlei Fallstricken verknüpft ist (Schneider 2015).

Dass die Konfliktforschung sich weitgehend eine Mikroperspektive angeeignet hat, ist an sich begrüßenswert. Neben der oft mangelhaften externen Validität der Befunde ist diese Forschungstradition bis jetzt allerdings stark empirizistisch ausgerichtet. Dies äußert sich in der Entwicklung von Ad-hoc-Hypothesen und beschreibenden Analysen großer Datenmengen. Weil andere Disziplinen wie die Informatik mit Big Data effizienter umgehen können, findet diese induktivistische Wende weitgehend außerhalb der eigentlichen IB-Forschung statt. Dies äußert sich etwa in der prominenten Publikation von Fachfremden zur Häufigkeit besonders blutiger Konflikte (Bohorquez et al. 2009) oder zum Zusammenhang zwischen der Erderwärmung und der Konflikthäufigkeit (Jones 2011; Scheffran et al. 2012).

Eigentlich wäre zu erwarten, dass solche Beiträge aus der IB kommen sollten, auch aus der deutschsprachigen. Doch dies ist nur möglich, wenn sich unsere Disziplin auf ihre Stärken besinnt und adäquate Kausalmechanismen zum Verständnis dieser Fragen entwickelt. Denn gerade hier bestünde eigentlich seit der zib-Debatte der klare komparative Vorteile unserer Disziplin – die Entwicklung geeigneter theoretischer Zugänge für Probleme des zwischenstaatlichen Handelns. Doch unser Fach ist fern davon, die naive Erwartung von Big-Data-Apologeten wie Anderson (2008) kontern zu können, die Informationsfülle des Internetzeitalters wie die Entwicklung neuer Algorithmen mache die Theoriebildung überflüssig. Um die riesigen Datenmengen deuten zu können, braucht es natürlich modifizierte Theorien der IB. Aber metatheoretische Auseinandersetzungen wie die zib-Debatte bringen uns hier nicht weiter.

Kurz, der inzwischen weit verbreitete Induktivismus stellt für Forscherinnen und Forscher, die theoriegeleitet vorgehen, eine Herausforderung dar, ganz egal, ob sie der konstruktivistischen oder der rationalistischen Kirche angehören. Nach meinem Dafürhalten ist die deutsche IB-Forschung nicht ausreichend vorbereitet, dieser Herausforderung aktiv zu begegnen.

3. Ausblick

Dieser Beitrag hat die These zu begründen versucht, dass die sogenannte zib-Debatte zwar wichtig war, dass sie aber ihre Rolle mittlerweile erfüllt hat und dass wir dieser prägenden Auseinandersetzung zwischen unterschiedlichen Großtheorien deshalb nicht nachtrauern sollten. Die zunehmende Irrelevanz von paradigmatischen Strömungen in den IB ist zum einen darauf zurück zu führen, dass sich die Disziplin weiter entwickelt hat und in den meisten Fällen eher auf Theorien mittlerer Reichweite setzt. So hat sich die Disziplin in den letzten zwei Dekaden vermehrt Fragen zugewandt, für deren Beantwortung ein Rückgriff auf paradigmatische Strömungen bestenfalls überflüssig ist, wenn er die Forschenden nicht gleich vom Denken über einen geeigneten Kausalmechanismus abhält. So verständlich vor zwanzig Jahren rationalistische, konstruktivistische oder »ökumenische« Bekenntnisse waren, so hohl und überlebt wirken sie heute. Zum anderen ist die zib-Debatte heute deshalb obsolet, weil sich die Ansätze so weiter entwickelt haben, dass bestimmten Anwürfen an die Gegenseite heute schlicht die Grundlagen entzogen sind. So hat der Rationalismus seine Grundannahmen hinterfragt und neue Verhaltensmodelle entwickelt, die weniger anspruchsvolle Rationalitätserwartungen an Individuen haben. Ferner sind die theoretischen und empirischen Modelle heute stärker verzahnt als noch vor 20 Jahren. Dafür verantwortlich sind Mikromodelle und dazu passende Forschungsmethoden, mit denen sich eine Vielzahl von Phänomenen deuten lassen.

Der »Preis« für diese Fortschritte sind eine zunehmende Professionalisierung und Spezialisierung. Der damit verbundenen kürzeren Halbwertszeit unserer Erkenntnisse mit Nostalgie zu begegnen wäre falsch. Es gehört – und dies ist wohl unbestritten – zum wissenschaftlichen Fortschritt, dass Methoden und Theorien kommen und gehen, sich ändern oder, wenn dies nicht gelingt, als überwunden in die Annalen der Dogmengeschichte eingehen.

Spezialisierung bedeutet aber nicht jene Parzellierung, welche die Forschung im deutschsprachigen Raum immer noch prägt. Sie äußert sich darin, dass die Disziplin in verschiedene Denkschulen zerfällt und dass es zwischen diesen unterschiedlichen Gruppen kaum einen Dialog gibt. Dazu kommt die Abschottung des Faches gegenüber der internationalen Spitzenforschung über das Festhalten an Deutsch auf Kongressen und in wissenschaftlichen Zeitschriften. Diese im Vergleich etwa zur Ökonomie oder den Naturwissenschaften sehr spezielle Sprachpolitik mag zwar vielleicht die Illusion von Gemeinschaft erzeugen. Sie ist aber besonders für den wissenschaftlichen Nachwuchs, der sich über internationale Publikationen hervortun müsste, ein verheerendes Signal dahingehend, dass auch der Zierfisch im kleinsten Tümpel sich als formidabler Forschungshecht wähen darf. Oder um das Ganze ein wenig bildungsbürgerlicher durch eine Metapher aus meiner Schweizer Heimat auszudrücken: Wissenschaftlich fügen die Absage an Englisch als *Lingua Franca* und die Spaltung der Disziplin in Denkschulen, die einander nicht wehtun möchten, zwangsläufig zu einem »Diskurs in der Enge« (Nizon 1970).

Insgesamt erinnert das Fach also an die deutsche Kleinstaaterei früher Jahrhunderte – zerklüftet im Inneren, abgeschottet gegen außen. Überwinden lässt sich dies nur, wenn an gemeinsamen wissenschaftlichen Kongressen über die Grenzen der metatheoretischen Verortungen hinweg präzise über den besten Kausalmechanismus und das überzeugendste Forschungsdesign zur Analyse eines konkreten Problems gestritten wird. Idealerweise werden dann solche Auseinandersetzungen ebenso heftig wie die in diesem Forum wieder herauf beschworene Debatte der 1990er Jahre in einer anglizierten Form weitergeführt. Nur über die Abkehr von der immer noch grassierenden Nabelschau und den Wettbewerb der Ideen kann die Disziplin sich selbstbewusst gegen Beiträge aus anderen Fächern behaupten. Diese behandeln Kernfragen der IB mit so großem Selbstvertrauen und so viel Professionalität, dass wir zur aussterbenden Spezies zu werden drohen, wenn wir uns nicht auf unsere theoretische Kompetenz besinnen.

Literatur

- Albert, Hans* 1965: Modell-Platonismus. Der neoklassische Stil des ökonomischen Denkens in kritischer Beleuchtung, in: Topitsch, Ernst (Hrsg.): Logik der Sozialwissenschaften, Köln, 406-434.
- Anderson, Chris* 2008: The End of Theory: The Data Deluge Makes the Scientific Method Obsolete, in: http://www.wired.com/science/discoveries/magazine/16-07/pb_theory; 10.5.2016.
- Arrow, Kenneth J.* 1951: Social Choice and Individual Values, New York, NY.
- Axelrod, Robert/Keohane, Robert O.* 1985: Achieving Cooperation under Anarchy: Strategies and Institutions, in: World Politics 38: 1, 226-254.
- Becker, Gary S.* 1996: Accounting for Tastes, Cambridge, MA.
- Blending, Hanja/Schneider, Gerald* 2015: Grenzen der rationalen Abschreckung: Psychologische Korrelate von aggressivem Verhalten in experimentellen Krisenverhandlungsspielen, in: Faas, Thorsten/Frank, Cornelia/Schoen, Harald (Hrsg.): Politische Psychologie (Politische Vierteljahresschrift, Sonderheft 50), Baden-Baden, 313-334.
- Bohorquez, Juan Camilo/Gourley, Sean/Dixon, Alexander R./Spagat, Michael/Johnson, Neil F.* 2009: Common Ecology Quantifies Human Insurgency, in: Nature 462: 911-914.
- Bueno de Mesquita, Ethan* 2005: The Quality of Terror, in: American Journal of Political Science 49: 3, 515-530.
- Checkel, Jeffrey* 2001: From Meta- to Substantive Theory? Social Constructivism and the Study of Europe, in: European Union Politics 2: 2, 219-226.
- Clarke, Kevin A./David M. Primo* 2012: A Model Discipline: Political Science and the Logic of Representations, New York, NY.
- Farnham, Barbara* 1992: Roosevelt and the Munich Crisis: Insights from Prospect Theory, in: Political Psychology 13: 2, 205-235.
- Farnham, Barbara* 1994: Avoiding Losses/Taking Risks: Prospect Theory and International Conflict, Ann Arbor, MI.
- Fehr, Ernst/Gächter, 1998:* Reciprocity and Economics: The Economic Implications of Homo Reciprocans, in: European Economic Review 42: 3-5, 845-859.
- Hacohen, Malachi Haim* 2000: Karl Popper – the Formative Years 1902–1945. Politics and Philosophy in Interwar Vienna, Cambridge.
- Jones, Nicola* 2011: Heating up Tensions, in: Nature Climate Change 1: 7, 327-329.
- Kahnemann Daniel* 2012: Schnelles Denken, Langsames Denken, München.

- Kahneman, Daniel/Tversky, Amos* 1979: Prospect Theory: An Analysis of Decision under Risk, in: *Econometrica* 47: 2, 263-292.
- List, Christian* 2012: The Theory of Judgment Aggregation: An Introductory Review, in: *Synthese* 187: 1, 179-207.
- Manners, Ian* 2007: Another Europe is Possible: Critical Perspectives on European Union Politics, in: Jørgensen, Knud E./Pollack, Mark A./Rosamond, Ben (Hrsg.): *Handbook of European Union Politics*, London, 77-95.
- Merton Robert K.* 1968: *Social Theory and Social Structure*, New York, NY.
- Moravcsik, Andrew* 2001: Bringing Constructivist Integration Theory out of the Clouds: Has it Landed yet?, in: *European Union Politics* 2: 2, 226-240.
- Morton, Rebecca* 1999: *Methods and Models: a Guide to the Empirical Analysis of Formal Models in Political Science*, Cambridge.
- Müller, Harald* 1994: Internationale Beziehungen als kommunikatives Handeln. Zur Kritik der utilitaristischen Handlungstheorien, in: *Zeitschrift für Internationale Beziehungen* 1: 1, 15-44.
- Müller, Harald* 1995: Spielen hilft nicht immer, in: *Zeitschrift für Internationale Beziehungen* 2: 2, 371-391.
- Nizon, Paul* 1970: *Diskurs in der Enge. Aufsätze zur Schweizer Kunst*, Bern.
- Risse-Kappen, Thomas* 1995: Reden ist nicht billig. Zur Debatte um Kommunikation und Rationalität, in: *Zeitschrift für Internationale Beziehungen* 2: 1, 171-184.
- Risse, Thomas* 2000: »Let's Argue!«: Communicative Action in World Politics, in: *International Organization* 54: 1, 1-39.
- Ruhe, Constantin/Schneider, Gerald/Spilker, Gabriele* 2017: Quantitative Methoden in den Internationalen Beziehungen, in: Masala, Carlo/Sauer, Frank (Hrsg.): *Handbuch Internationale Beziehungen*, Berlin.
- Scheffran, Jürgen/Brzoska, Michael/Kominek, Jasmin/Link, P. Michael/Schilling, Janpeter* 2012: Climate Change and Violent Conflict, in: *Science* 336: 6083, 869-871.
- Schelling, Thomas C.* 1960: *The Strategy of Conflict*, Cambridge, MA.
- Schneider, Gerald* 1994: Rational Choice und kommunikatives Handeln. Eine Replik auf Harald Müller, in: *Zeitschrift für Internationale Beziehungen* 1: 2, 357-366.
- Schneider, Gerald/Steunenberg, Bernard/Widgrén, Mika.* 2006: Evidence with Insight: What Models Contribute to EU Research, in: Thomson, Robert/Stokman, Frans/Achen, Christopher/König, Thomas (Hrsg.): *The European Union Decides*, Cambridge, 299-316.
- Schneider, Gerald* 2009: Qui a peur de John Nash? À propos de la place des approches de type 'choix rationnel' en Allemagne et en France, in: Delori, Mathias/Deschaux-Beaume, Delphine/Saurugger, Sabine (Hrsg.): *Le choix rationnel en science politique: débats critiques*, Paris, 71-85.
- Schneider, Gerald* 2014: Nothing Succeeds like Success: The Past and Future of European Political Science, in: *Political Science Research and Methods* 2: 2, 153-161.
- Schneider, Gerald* 2015: Von Makro zu Mikro: Grundlagen und Perspektiven der Bürgerkriegsforschung, in: *Zeitschrift für Friedens-und Konfliktforschung* 4: 2, 308-329.
- Sen, Amartya* 1970: *Collective Choice and Social Welfare*, San Francisco, CA.
- Signorino, Curtis S.* 1999: Strategic Interaction and the Statistical Analysis of International Conflict, in: *American Political Science Review* 93: 2, 279-297.
- Stigler, George/Becker, Gary S.* 1977: De Gustibus Non Est Disputandum, in: *American Economic Review* 67: 1, 76-90.
- Victoroff, Jeff* 2005: The Mind of the Terrorist: A Review and Critique of Psychological Approaches, in: *Journal of Conflict Resolution* 49: 1, 3-42.